

Migration und Literatur

Ein Diskussionsbericht

Daniela Scheer/Paula Wojcik

Wir erleben eine Situation, in der die Wissenschaft Migration zu einer Grundverfasstheit (nicht nur) moderner Gesellschaften erklärt und zugleich Alltagsrassismus, Populismus und auch der politische Betrieb das Phänomen als Ausnahmezustand vielfach instrumentalisieren. Im Modus dieser Unentschiedenheit bewegt sich auch die Debatte um die sogenannte interkulturelle oder Migrationsliteratur: Einerseits ist sie so sehr zur Norm geworden, dass ihr wichtigstes institutionelles Werkzeug in Deutschland, der *Adalbert-von-Chamisso-Preis*, 2017 für obsolet erklärt und abgeschafft wurde. Andererseits ist die Markierung im Literaturbetrieb und auf dem Literaturmarkt keinesfalls verschwunden – ebenso wenig wie die subjektive Wahrnehmung von Autor:innen, doppelten Wertungsstandards unterworfen zu sein. Während die wissenschaftliche Debatte von der nationalen auf die globale Bühne gewechselt hat, auf der die Themen der interkulturellen Literatur nun unter der Bezeichnung ›Weltliteratur‹ verhandelt werden (vgl. Rosendahl Thomsen 2008; Sturm-Trigonakis 2007), sind die Fragestellungen, die die Forschung zur interkulturellen Literatur aufgeworfen hat, keinesfalls geklärt. So zeigt beispielsweise ein kürzlich erschienener Aufsatz von Aglaia Blioumi, dass selbst der lange Bart, den der Streit um die Terminologie seit den 1980er Jahren mittlerweile bekommen hat, keinen Barbier findet, der ihn zufriedenstellend trimmen würde (vgl. Blioumi 2021).

Da sich die sozialen wie wissenschaftlichen Voraussetzungen der sogenannten interkulturellen Literatur u.a. durch die letzten Migrationsbewegungen seit 2015, die Erkenntnisse der Postkolonialen Studien oder eben die Weltliteraturdebatte unterschiedlich weiterentwickelt und verändert haben, ist es Zeit, einen Blick auf die lokale Dimension eines globalen Phänomens zu werfen und nach dem gegenwärtigen Stand

Corresponding authors: Daniela Scheer (Universität Wien, Austria);

daniela.scheer@univie.ac.at;

<https://orcid.org/0000-0002-1791-930X>;

Paula Wojcik (Universität Wien, Austria)

paula.wojcik@univie.ac.at

<https://orcid.org/0000-0003-3727-888>;

 Open Access. © Daniela Scheer/Paula Wojcik 2021, published by transcript Verlag

This work is licensed under the Creative Commons Attribution 4.0 (BY-SA) license .2021

zu fragen. Dies haben wir uns mit der Podiumsdiskussion »Interkulturelles Wien: Literatur und Migration« vorgenommen, die am 11.06.2021 im Wiener Volkskundemuseum stattfand. Die Konzeption der Veranstaltung, die aus einem Seminar der Wiener Komparatistik hervorgegangen ist, sah von Beginn an ein partizipatives Format vor, in dem nicht nur der wissenschaftliche Diskurs, sondern auch die unterschiedlichen Akteur:innen des literarischen Feldes zu Wort kommen sollten. Im Sinne dieses Paradigmenwechsels von einem »Reden über« zu einem »Reden mit« haben wir neben der Migrationsforscherin Dr. Wiebke Sievers, den aus Syrien geflüchteten Wiener Autor Hamed Abboud sowie die in Graz lebende und als Kind aus Nigeria migrierte Autorin und *spoken word artist* Precious Nnebedum eingeladen. Den Literaturbetrieb in unterschiedlichen Rollen haben darüber hinaus der Literaturblogger Tino Schlench und die Leiterin des Literaturreferats der Stadt Wien Dr. Julia Danielczyk repräsentiert.

Entsprechend der immer noch ungelösten Frage nach einer angemessenen Bezeichnung wurden einige der meistdiskutierten Kandidaten zur Diskussion gestellt (interkulturelle Literatur, Migrationsliteratur, Brückenliteratur, Literatur ohne festen Wohnsitz, Sprachwechsler-Literatur). Der allgemeine Konsens war, dass kein Begriff das Phänomen adäquat treffe, womit sich erwartungsgemäß der seit ca. 20 Jahren stagnierende Forschungsstand zur Begriffsgeschichte/Terminologie bestätigte. Dem sympathischen Vorschlag, dass die Schreibenden die Möglichkeit haben sollten, sich eine Bezeichnung selbst auszusuchen, wurde mit dem Hinweis begegnet, dass eine konsensuelle Kategorie gerade für fördernde Institutionen hilfreich und notwendig sei, um diejenigen zu unterstützen, die beim Zugang zum Literaturbetrieb und -markt benachteiligt sind. Auch die Forschung kommt letztendlich nicht ohne Bezeichnungen aus, was sich daran zeigte, dass die Beteiligten die Begriffe benutzten – wenn auch mit einer distanzierenden Markierung imaginärer Anführungszeichen. Es wurde klar: Aus heutiger Perspektive muss die Forschung ihr Objekt notgedrungen in dem Bewusstsein benennen, dass die Kategorienbildung die Wirklichkeit nicht nur unzureichend abbildet, sondern diese auch formt. Interessant scheint in diesem Zusammenhang der Vorschlag von Wiebke Sievers, die eine »postmigrantische Literaturgeschichte« erforscht. In diesem Terminus stecke, wie in den »Post«-Konstrukten überhaupt, die Überwindungsgeste: Die Migration gehöre zur Normalität, nur werde sie immer noch als Ausnahme davon verstanden.

Die doppelte Rolle von Labeln für die Schreibenden selbst wurde ebenfalls zum Thema gemacht. Am Beispiel der Autorin Julya Rabinowich, die vom »Unbehagen in der Migrantenliteratur« (Rabinowich 2010) sprach, wurde deren Janusköpfigkeit diskutiert: Rabinowich beklagte, dass die Bezeichnung zwar hilfreich sein könne, um erste Aufmerksamkeit als schreibende Person zu bekommen, zugleich jedoch Schriftsteller:innen in Schubladen zwingen und sie auf bestimmte Inhalte reduzieren. Allerdings zeigt gerade ihre Geschichte, dass der *Chamisso-* und *Exil-Preis* für sie wie für andere Schreibende nicht nur ein Sprungbrett in den etablierten Literaturbetrieb waren, sondern nach wie vor sind, wie auch das Beispiel der österreichisch-slowakischen Autorin Susanne Gregor belegt. Im Unterschied zum deutschen *Chamisso-Preis* existiert der österreichische *Exil-Preis* nach wie vor. An der Podiumsdiskussion war seine letztjährige Gewinnerin, Precious Nnebedum, beteiligt. Auch sie sprach die Ambivalenz an, die dieser Literaturauszeichnung anhafte, verwies jedoch auf die Handlungsmacht der Schreibenden: Ob die Auszeichnung als Stigmatisierung wahrgenommen oder als Sprungbrett für die Karriere genutzt würde, obliege schließlich jedem und jeder Ein-

zeln. Die Einsicht ist wichtig, denn immer noch verläuft die Diskussion zu oft über die Köpfe der eigentlichen Akteur:innen hinweg.

Eine Lösung für die terminologische Unsicherheit, die vom ständigen Wandel der Kulturproduktion und -rezeption beeinflusst seit den 1980er und 90er Jahren vorliegt, wurde bezeichnenderweise nicht gefunden. Einig waren sich alle Diskutant:innen lediglich in der Ablehnung von biographisch konnotierten Bezeichnungen.

Migration hat häufig politische Ursachen und so stellte sich die Frage, inwiefern als ›interkulturell‹ gehandhabte Literatur politisch sei bzw. sein müsse. Herta Müller beispielsweise lehnt die Einordnung ihrer Texte als politisch ab. Gleichzeitig beschreibt sie die Entstehungsbedingungen für den von ihr sogenannten »fremden Blick« als Ergebnis von – hauptsächlich durch gesellschaftspolitische Umstände ausgelöst – Traumata (Müller 2003). Ein politisches Anliegen kann allerdings auch als Erwartungshaltung an Schreibende mit Migrationshintergrund, genauso wie an andere ›markierte‹ Autor:innen oder auch Autor:innen bestimmter geographischer Regionen herangetragen werden. Es kann sich stigmatisierend auswirken, wenn Literatur auf die Funktion reduziert werde, Beschauinstrument für fremde Lebenswelten zu sein. Das Phänomen hat wohl am prägnantesten Immacolata Amodeo in *Die Heimat heißt Babylon* benannt und dabei auf die Rolle des Konzepts der ›Betroffenheit‹ verwiesen (Amodeo 1996). Was als Selbstbeschreibung in den literarischen Diskurs eingeführt wurde, hat sich mit der Zeit zum allgemeinen Maßstab verselbstständigt. Im Diskussionsplenum hat uns interessiert, wie diese Verbindung heute – also gut ein Vierteljahrhundert nach Amodeos Buch – gesehen wird.

Für Trennschärfe sorgte die literatursoziologische Perspektive. Wiebke Sievers verwies in diesem Zusammenhang auf Pierre Bourdieus Modell des literarischen Feldes, in dem Literatur (teil-)autonom ist, um mit ästhetischen Mitteln am gesellschaftlichen und durchaus auch am politischen Diskurs teilzuhaben. Auf diese Weise lassen sich ästhetische Qualität und politische Teilhabe tatsächlich zusammendenken, und es stellt sich die Frage, ob in der kategorischen Ablehnung des Politischen nicht eigentlich Wertungsstandards nachklingen, die sich aus den Debatten des 19. Jahrhunderts und dem negativ behafteten Schlagwort ›Tendenzliteratur‹ ableiten. Der Verdacht verstärkt sich unter dem Eindruck der Position von Precious Nnebedum. Sie machte deutlich, dass selbst wenn sie nicht ausdrücklich politisch sein *wolle*, ihr Schreiben – da sie Teil der People-of-Color-Community ist – es unausweichlich *sei*, schlichtweg weil der Alltag durch beispielsweise die Black-Lives-Matter-Bewegung massiv politisiert sei. Hier ist eine Diskursverschiebung zu beobachten, die dem Politischen einen Platz zugesteht und kein Problem damit hat, es in Einklang mit ästhetischem Anspruch zu denken.

Zugleich wurde der lange Schatten der doppelten Standards diskutiert, die bereits bei der Frage des Labels Thema waren. Seit Amodeos Befund ist zwar ein Vierteljahrhundert vergangen, doch wird von interkulturellen Autor:innen nach wie vor verlangt, dass sie über ihre Migrationserfahrungen schreiben. Selbst wenn sie versuchen, sich der Zuschreibung und dem Anspruch zu widersetzen, werden sie vom Markt, von Kritiker:innen und vom Publikum auf ihre migrantische Erfahrung zurückgeworfen, wie Wiebke Sievers am Beispiel der österreichischen Autorin Anna Kim erklärte, die bereits mit zwei Jahren aus Südkorea fortzog. Nach einhelliger Meinung sei diese »Last der Repräsentation« (»Burden of Representation«, Mercer 1990) in den letzten Jahren noch gestiegen, insbesondere, wenn es um markierte Autor:innen ginge, zu denen

dann auch beispielsweise Schreibende der LGBTQI+-Community gehörten. Dass diese Last eine Auswirkung auf die Inhalte habe, betonte vor allem Hamed Abboud, indem er darauf hinwies, dass von ihm als Geflüchteten eine einschlägige – als authentisch gewertete – Thematik erwartet würde. Interessant ist in dem Zusammenhang die Parallele, die Tino Schlench zog. Der Literaturblogger, der sich vor allem für süd-osteuropäische Literatur engagiert, verwies darauf, dass die Themenfestlegung und damit einhergehende -reduktion auch bei Übersetzungen der Literatur aus diesem geographischen Raum zu beobachten sei. Es dominierten Kriegs- oder allgemeiner Gewalterfahrungen, wohingegen leichte oder Unterhaltungslektüren es kaum auf den deutschsprachigen Markt schafften. Diese Parallele wird in der Forschung wenig beachtet, wäre aber gerade im Kontext der Weltliteraturdebatte von Interesse.

Die Last der Repräsentation wird auch im qualitativen Urteil deutlich. So wurde Rafik Schamis Aussage diskutiert, interkulturelle Literatur würde entweder mit »Samthandschuhen« oder mit der »Zange« behandelt (Schami 1986, S. 58). Es erstaunt, dass diese Wahrnehmung sich bis heute nicht grundlegend verändert hat, wie alle Beteiligten aus ihrer Erfahrung zu berichten wussten. Authentizität sei immer noch das ausschlaggebende Kriterium. Im schlimmsten Fall würden sich selbst Jurymitglieder eines Urteils enthalten, weil sie den Erfahrungshintergrund nicht teilten, wie Precious Nnebedum berichtete. Historisch gesehen müsse aber, wie Wiebke Sievers betonte, durchaus eine Entwicklung zugestanden werden. Ihre Studien der historischen Konstituierung eines literarischen Feldes der Migrationsliteratur in Österreich offenbarten ein sehr weitreichendes Desinteresse bzw. eine prinzipielle Unkenntnis des Migrationsphänomens. Als wertvoll oder interessant wurden noch in den 1990er Jahren Themen befunden, die der Lebenswelt der Kritiker:innen nahestanden, wie Familienprobleme oder Coming-of-Age-Geschichten – nicht die häufig gewaltvollen Erfahrungen um Abschiebungen und andere migrationsrelevante Erlebnisse. Dennoch, so relativierte Tino Schlench, fände die ästhetische Dimension in der Beurteilung immer noch zu wenig Beachtung und sei lediglich Autor:innen vorbehalten, die wie Saša Stanišić eigentlich als Deutsche wahrgenommen würden. Ansonsten sei der Literaturbetrieb Trends für Themen wie queere Lebenswelten, Afropolitanismus oder Geflüchtetengeschichten und/oder geographische Regionen unterworfen, die Autor:innen biographisch zu authentifizieren hätten. Einen Weg, die Objektivität bei der Bewertung zu wahren, fänden – wie Julia Danielczyk berichtete – die Literaturförderprogramme der Stadt Wien: Die Einreichung und Begutachtung erfolgen anonym.

In der Diskussion mit dem Publikum kam das heute vielgebrauchte Schlagwort *Cultural Appropriation* auf. Es wurde darauf hingewiesen, dass es für einige Erfahrungen durchaus eine Rolle spiele, ob ihnen authentisches Erleben zugrunde läge oder nicht. Eine Geflüchtetengeschichte aus der Feder eines Autors oder einer Autorin, die nicht auf Erfahrung basiere, könne ethisch problematisch erscheinen. Eine salomonische Lösung hat als Antwort darauf Precious Nnebedum gefunden: Es sei ein Unterschied, ob man mit oder über jemanden schreibe. Im besten Falle, nämlich wenn dies im Dialog mit Betroffenen passiere, ruhe in einer solchen Darstellung das Potenzial, marginalisierten Gruppen eine Stimme zu geben.

Als Fazit der Veranstaltung lässt sich festhalten, dass im Jahr 2021 die Diversität der Schreibenden und die Themenvielfalt zwar zugenommen haben, dies jedoch immer noch im recht unflexibel abgesteckten Rahmen von Erwartungshaltungen und Zuschreibungen geschieht. Die inhärente Problematik der sogenannten interkulturel-

len Literatur besteht nach wie vor darin, dass sie Aufmerksamkeit und Debatte benötigt, um sich entfalten zu können, zugleich aber mit der damit verbundenen Markierung umgehen muss.

Literatur

- Amodeo, Immacolata (1996): Die Heimat heißt Babylon. Opladen.
- Blioumi, Aglaia (2021): Kritischer Forschungsabriss zum Terminus »Migrationsliteratur«. In: Daniel Syrový (Hg.): Discourses on Nations and Identities (= Collected Papers of the 21st Congress of the ICLA »The Many Languages of Comparative Literature«. Hg. v. Achim Höller. Bd. 3). Berlin/Boston, S. 437-450.
- Mercer, Kobena (1990): Black Art and the Burden of Representation. In: Third Text 10, H. 4, S. 61-78.
- Müller, Herta (2003): Der Fremde Blick oder Das Leben ist ein Furz in der Laterne. In: Dies.: Der König verneigt sich und tötet. München/Wien, S. 130-150.
- Rabinowich, Juya (2010): Vorwort. Das Unbehagen in der Migrantenliteratur. In: Christa Stippinger (Hg.): anthologie: preistexte 10, das buch zu den exil-literaturpreisen »schreiben zwischen den kulturen«. Wien, S. 7-9.
- Rosendahl Thomsen, Mads (2008): Mapping World Literature: International Canonization and Transnational Literatures. London/New York.
- Schami, Rafik (1986): Eine Literatur zwischen Minderheit und Mehrheit. In: Irmgard Ackermann/Harald Weinrich (Hg.): Eine nicht nur deutsche Literatur. Zur Standortbestimmung der Ausländerliteratur. München, S. 55-58.
- Sturm-Trigonakis, Elke (2007): Global playing in der Literatur: ein Versuch über die neue Weltliteratur. Würzburg.

